

Ann-Kathrin Bendixen

Bikergirl

Bekannt durch
die Instagram-Seite
AffeaufBike



SPIEGEL
Bestseller

riva

Wie ich die Freiheit suchte
und das Leben fand

Ann-Kathrin Bendixen

Bikergirl

Ann-Kathrin Bendixen

Bikergirl

Wie ich die Freiheit suchte
und das Leben fand

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen

info@rivaverlag.de

Wichtiger Hinweis

Ausschließlich zum Zweck der besseren Lesbarkeit wurde auf eine genderspezifische Schreibweise sowie eine Mehrfachbezeichnung verzichtet. Alle personenbezogenen Bezeichnungen sind somit geschlechtsneutral zu verstehen.

Bildnachweis

© privat: S. 1, 2 unten, 3 oben links und unten links, 4, 6, 9–10, 11 unten, 13, 14 Mitte und unten, 15 Mitte, unten und rechts, 16 unten / © Tobias Vermöhlen: S. 2 oben, 11 oben und Mitte, 15 oben, 16 oben / © Martin Wenzel: 3 oben rechts, 5, 7–8, 12, 14 oben / © Robin Witzke: S. 3 unten rechts

Originalausgabe

5. Auflage 2022

© 2021 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Türkenstraße 89

80799 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Dr. Sarah Rafajlović

Lektorat: Christiane Geldmacher

Umschlaggestaltung: Marc-Torben Fischer

Umschlagabbildung: Julian Meyer

Illustrationen: ii-graphics/Shutterstock.com, Pyty/Shutterstock.com,

LongQuattro/Shutterstock.com, Visual Generation/Shutterstock.com

Satz: inpunkt[w]o, Haiger (www.inpunktwo.de)

Druck: CPI

Printed in the EU

ISBN Print 978-3-7423-1931-9

ISBN E-Book (PDF) 978-3-7453-1659-9

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-7453-1660-5



Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

Inhalt

Prolog	7
Kapitel 1: Der Weg ist das Ziel	16
Kapitel 2: Neustart	21
Kapitel 3: Schockstarre	31
Kapitel 4: Ouzo rockt die Seele	38
Kapitel 5: Wenn aus Haaren Glatze wird	48
Kapitel 6: Der tödliche Unfall	55
Kapitel 7: Grashalme durch meine Finger	63
Kapitel 8: In meiner Hand 'nen Cocktail, auf der Nase die Sonnenbrille	66
Kapitel 9: Sardinien	78
Kapitel 10: Unter Wasser	81
Kapitel 11: Scheiß Seeigel	91
Kapitel 12: Fahren wie die letzten Deppen	101
Kapitel 13: Lisas Lippen	108
Kapitel 14: Schnee in Spanien	112
Kapitel 15: Der Motor versagte	119

Kapitel 16: Maltes letzter Anruf	126
Kapitel 17: Meine Fans retteten mich	131
Kapitel 18: Teneriffa, der Affe kommt	136
Kapitel 19: Leere im Kopf	145
Kapitel 20: Überall Blut	149
Kapitel 21: Der Kubaner und meine Suzuki	153
Kapitel 22: Über den Wolken ist die Freiheit grenzenlos	156
Kapitel 23: Nebel des Grauens	163
Kapitel 24: Es geht weiter	168
Kapitel 25: Todesangst	178
Kapitel 26: Ich wollte sterben	183
Nachwort	187
Danksagung	189



Prolog

›Fuck, ist die Aussicht fett!«, dachte ich mir und schaute in die Ferne. Mit meinem Motorrad war ich auf einen Berg gefahren und sah hinab auf die Lichter einer Stadt. Es war stockdunkel, der Wind wehte und die Grillen zirpten. Ich streckte meine Arme in die Luft. Freiheit! Ich hatte Gänsehaut, meine Augen wurden glasig und meine Knie weich. Ich wischte mir eine Träne von der Wange, als eine Sternschnuppe durch den dunklen Himmel zischte. ›Ich wünsche mir ...«, dachte ich und überlegte ...

BÄÄÄM! Ein unfassbarer Schmerz holte mich zurück in die Realität. »Bitte nicht!«, flehte ich, als ich checkte, dass ich nicht auf meinem Motorrad, sondern auf einem stinknormalen Holzstuhl in der Schule saß. Ich sah mich um. ›Der Klassenraum ist doch einfach nur schäbig«, dachte ich und fasste mir an die Stirn. Fieber. Mich durchfuhr ein Kälteschauer. Der Schmerz wurde schlimmer. Ein Schmerz in meinem Kopf, den ich Tag für Tag mit mir herumtrug. Seit etlichen Wochen versank ich in meinen Träumen. Träume, die mir für einen Moment den Schmerz nahmen. Träu-

me, die mir Hoffnung schenkten. Hoffnung auf eine Zeit ohne diesen Schmerz. Ich hob meinen Blick und sah dem Lehrer dabei zu, wie er irgendwelche absurden Formeln an die Tafel krickelte. »So eine Scheiße werde ich nie wieder brauchen«, dachte ich und blendete seinen Unterricht aus.

»Ann-Kathrin?«, fragte er natürlich genau in diesem Moment und schaute auf mich herab.

Seine Fragen zur Analytischen Geometrie konnte er sich sonst wohin schieben. Wieso verdammt noch mal nehmen Lehrer einen dran, ohne dass man sich gemeldet hat?

»Sehr witzig«, dachte ich, als ich in sein belustigtes Gesicht sah.

Er wusste, dass ich keine Ahnung hatte. Angepisst schaute ich an die Tafel. Die Formeln tanzten, das Geschriebene blieb verschwommen. Nichts Neues. Mein Kopf dröhnte, meine Augen brannten. Schmerzen überkamen mich. Immer wieder. Ich hatte keine Kraft, mich länger anzustrengen und am Ende doch nichts zu erkennen.

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich und kassierte einen skeptischen Blick meines Lehrers. Doch er belastete mich nicht. Was mich belastete, war der Schmerz. Ein Schmerz, der blieb. Monate-lang.

Dabei ist meine Krankheitsgeschichte fast genauso kompliziert wie die beschissenen Matheformeln. Denn diese scheußlichen Kopfschmerzen wurden ursprünglich mal durch eine winzig kleine Nagelbettentzündung ausgelöst. Mit 16 Jahren dachte ich, Fußball kann man mal machen. Aber kaum hatte ich angefangen zu spielen, entwickelten sich Entzündungen an meinen Zehen, die eiterten und bluteten. Mit dem Arztbesuch ließ ich mir leider zusätzlich noch mal ordentlich Zeit. So lange, bis mir kein Schuh

Prolog

mehr passte. Mein großer Zeh war kurz davor, sich komplett zu verabschieden. Es war so schlimm, dass ich kaum mehr erkennen konnte, ob der Zeh noch blau war oder schon schwarz angelaufen. Als ich mich endlich traute, einen Arzt aufzusuchen, dauerte es ganze zwei Jahre, bis mein Fuß wieder verheilt war. Antibiotika waren dabei laut jedem Doktor das Wundermittel und mein Immunsystem verabschiedete sich langsam. Mehr Tabletten zu schlucken, als ich Essen zu mir nahm, war halt doch nicht so gesundheitsfördernd wie erhofft. Ich musste viel ruhen und wurde oft krank. Während andere Menschen feiern gingen, saß ich in meinem Bett und starrte die Wände an. Den Fuß immer schön hoch halten, hieß es. Spannend, seeehr spannend. Ich fing an, mein Leben zu hassen. Als sich dann auch noch, durch die vielen Erkältungen, die ich mir einfiel, meine Nasennebenhöhlen chronisch entzündeten, fühlte ich mich schon wie eine lebende Leiche. Meine Oma hatte weniger Probleme als ich ... und die war 86! Nachdem ich durch die Infekte immer mehr unter Kopfschmerzen litt, lief ich wieder zum Arzt. Der Fehler meines Lebens. Diagnose Polypentfernung. Ein absolut gängiges Leiden. Nix Schlimmes, aber die Entfernung sollte mich mal wieder kränker machen, als ich ohnehin schon war. Obwohl ich gefühlte tausend Mal betont hatte, dass ich die OP nicht wollte, schien sie dennoch unumgänglich. Ein Routineeingriff, hieß es. Doch nicht bei mir. Danach wurde es erst richtig schlimm.

Eines Morgens wachte ich dann mit so unerträglichen Kopfschmerzen auf, dass mich der Schwindel die Wände doppelt sehen ließ. Der Schmerz schlimmer denn je. Mir war kotzübel. Ich versuchte mich aufzurichten, doch um mich herum drehte sich alles. Ich suchte Halt an dem Kopfteil meines Bettes und merkte nur

BIKERGIRL

benommen, wie ich mich erbrach. Die Decke färbte sich dunkelrot. Blut. Ich kotzte Blut! Ich war zu schwach, um meine Angst zum Ausdruck zu bringen. Der Tinnitus setzte ein. In den nächsten Sekunden drehte sich das Zimmer einige Male um sich selbst, und ich fiel hilflos zurück ins Bett. Es folgte die Dunkelheit. Ich sah nichts, spürte nichts. Für einen klitzekleinen Moment fühlte ich mich befreit. Befreit von dem Schmerz. Als ich wieder zu mir fand, überfiel mich pure Angst. Ein Gefühl, als würde die Zeit stillstehen und mich zwingen, mich aus dieser Lage zu befreien. Ein Gefühl, das mich zittern ließ. Zittern um mein Leben. Ich quälte mich. Jede Bewegung wurde nahezu unmöglich. Doch der Wettlauf gegen die Zeit ließ mich handeln. Der Griff nach meinem Handy war so langsam, der Notruf so dringend und meine Stimme so leise. Flehend. Ich rollte mich aus meinem Bett und robbte ins Badezimmer. Mein Auge brannte. Es pochte. Der Schmerz so stark und mein rechtes Auge so schwach. Dunkelheit. Ich schrie. Die Tränen kullerten über meine Wangen, als ich mich gegen die kalten Fliesen lehnte. Ich schaute in den Spiegel. Panik! »Mein Auge ...« Wieder verlor ich das Gleichgewicht und kippte auf den Steinboden.

Ich wachte auf. Eine Lampe blendete mich. Nur langsam erkannte ich die Umrisse meines Freundes. Malte. Der Mensch in meinem Leben, den ich mehr liebte als alles andere auf dieser Welt. Der immer da war. Immer. Seit wir uns vor drei Jahren bei einer Geburtstagsparty ineinander verliebt hatten. Er strich mir die Haare aus dem Gesicht und gab mir einen Kuss auf die Stirn. Mein Bauch kribbelte. Ich löste meine Hände von den kalten Metallstangen des Krankenhausbettes und ließ sie in die warmen und schützenden Hände meines Freundes gleiten. Meine Mutter musste ihn

Prolog

informiert haben, nachdem sie mich hierhergebracht hatte. Im Gesicht spürte ich den Verband. Die Wunde der Not-OP. Und plötzlich erinnerte ich mich wieder, dass ich es gerade noch geschafft hatte, den Krankenwagen zu rufen. Mit Blaulicht hatte man mich ins nächste Krankenhaus gefahren und mir dann doch nicht geholfen ... Nur eine allergische Reaktion vermuteten die Ärzte und entließen mich wieder. Den Krankenwagen bitte nur im Ernstfall rufen, hieß es. Hätte meine Mutter mich danach nicht aufgesammelt und sofort in ein anderes Krankenhaus gebracht ...

Ich schloss meine Augen, blendete alle Fragen aus und begriff erst jetzt, dass ich noch lebte.

Monate waren vergangen, in denen ich mich so sehr gequält hatte und um eine Antwort gebettelt hatte. Monate ohne dieses Leid und ohne den ständigen Schmerz. Nur einen einzigen Tag wieder gesund sein. Was hätte ich dafür getan? Viel zu spät gab es Menschen, die mir halfen. Die mich annahmen und die Dringlichkeit erkannten. ›Wieso erst jetzt?‹, fragte ich mich, als man mir endlich Antworten gab. Mit starrem Blick betrachtete der Arzt, der mich gerade operiert hatte, erst mein MRT, dann das CT. Die ursprüngliche Entzündung hatte sich so sehr verschlimmert, dass sich um die alte OP-Narbe Sekret angesammelt hatte, das auf mein Auge drückte. Mukozele lautet das medizinische Zauberwort dafür, ein mit Schleim gefüllter Hohlraum. So etwas wie eine Zyste.

Zyste. ›Ein Wort‹, dachte ich. Nur ein verdammtes Wort, das so viel veränderte. Der ganze Grund für meine Schmerzen und meine wiederkehrende Bewusstlosigkeit. Der Grund, weshalb ich für beinahe eine Woche teilweise erblindet war. Die Ärzte hatten sie Wochen, nein, Monate einfach übersehen. Direkt hinter meinem Auge! Wie, verdammte Scheiße, war das möglich? WIE?

BIKERGIRL

Der Arzt legte die Aufnahmen beiseite. Die Polypentfernung wäre nicht notwendig gewesen, erklärte er mir schließlich. Die Zyste wäre leider in Folge des Eingriffs entstanden. Meine Gedanken überschlugen sich. Ob die OP denn nur aus wirtschaftlichen Gründen erfolgte? Wollte ich wissen. Ob sie mich mit meinen 18 Jahren nur dafür unters Skalpell gelegt hatten? Vermutlich, antwortete er und ließ diese Option offen. Doch ich litt verdammt noch mal unter den Folgen dieses schlampigen Eingriffs! Denn die Ärzte hatten außer meinen Polyphen auch viel zu viel Knochenmasse entfernt. Der Zugang zu meinem Auge lag plötzlich einfach offen. Dadurch kann sich jede Entzündung blitzschnell auf mein Gehirn ausweiten. Ohne diese Not-OP wäre ich vermutlich gestorben. Ich begann, mich zurück in mein altes Leben zu kämpfen. Woche für Woche. Die Angst vor dem Tod schwand, doch was blieb, war meine Erinnerung an diese quälende Zeit im Krankenhaus, die mich verändert hatte. Erst ließ sie mich weinen und mich in Traurigkeit versinken. Dann ließ sie mich aufwachen und am Ende zu dem Menschen formen, der ich heute bin. Diese absolut überflüssige Polypentfernung hatte mir die Möglichkeit genommen, über mich selbst zu bestimmen. Denn die Komplikationen, die daraufhin folgten, hatten mich abhängig gemacht von der Hilfe anderer. Ich habe diesen Eingriff mit meiner Gesundheit und mit meiner Lebenszeit bezahlt.

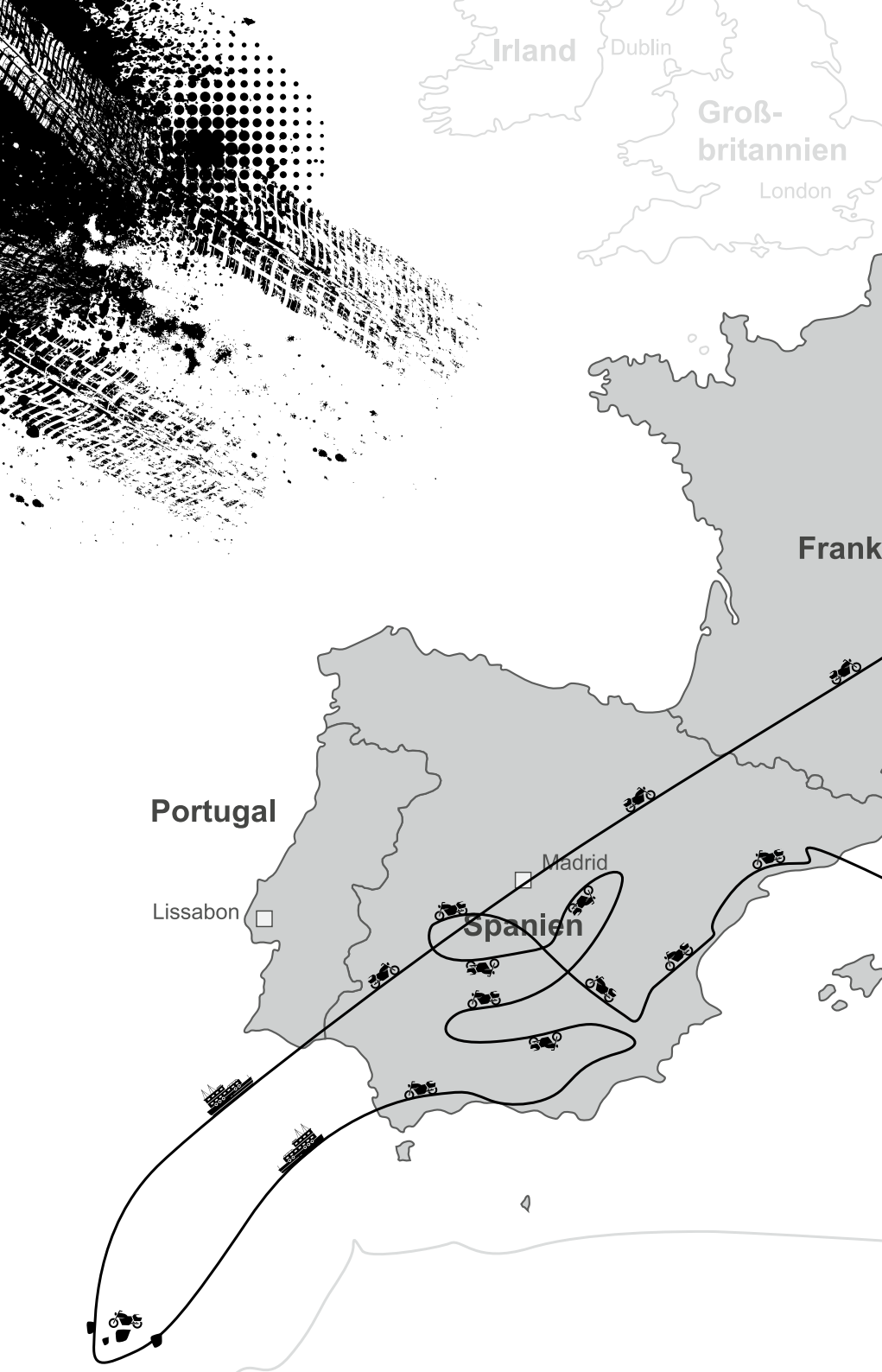
Zum ersten Mal in meinem Leben verstand ich, wie wertvoll diese Zeit war. Zeit, um einfach nur zu da zu sein. Die ich nie genutzt hatte. Nie! Verdammt, ich war erst neunzehn. Jung, und doch waren es so viele Jahre, die ich verschwendet hatte. Ich war todunglücklich, passte mich dem System an und lebte einen langweiligen Alltag. Einen Alltag, der mich einzwängte und mir die Freiheit

Prolog

meiner Seele raubte. ›Verdammt noch mal, ich hab nur dieses eine LEBEN!‹, dachte ich und schwor mir, es zu nutzen. Ich wollte mir meine verlorene Zeit zurückholen. Leben, wie es mich glücklich macht. Dinge, Begegnungen, die mich erfüllen. Nur weil man jung ist, heißt das nicht, dass man alt wird. *Scheiß auf Morgen, denk an heute*, war ein Gedanke, den ich nun endlich zuließ.

Ich dachte zurück an die Schule. Nicht an den Klassenraum, die Lehrer oder meine verkorksten Klausuren. Ich dachte zurück an die Träume, in die ich verschwand, wenn der Schmerz mich im Unterricht einholte. Träume einer Reise. Meiner Reise. Das Gefühl meines letzten Traumes. Unbeschreiblich. Als ich in den Himmel blickte und mir ein Wunsch offenblieb. Pure Freiheit. Ich wünschte mir genau dieses eine Gefühl, das Gefühl der Grenzenlosigkeit. Und doch hatte ich nie daran gedacht, mir diesen Wunsch zu erfüllen. Ich hielt es für relevant, ein Studium nach der Schule zu beginnen, und ließ meine Träume lieber Träume bleiben. Heute ist mir bewusst, wie falsch diese Einstellung war. Nichts macht einen reicher, als seine Träume zu leben. Die Schule hatte mir so viele Jahre geraubt, in denen ich mich gefesselt fühlte. Ein Studium kann warten.

Denn das Leben tut es vielleicht nicht ...



Irland

Dublin

Großbritannien

London

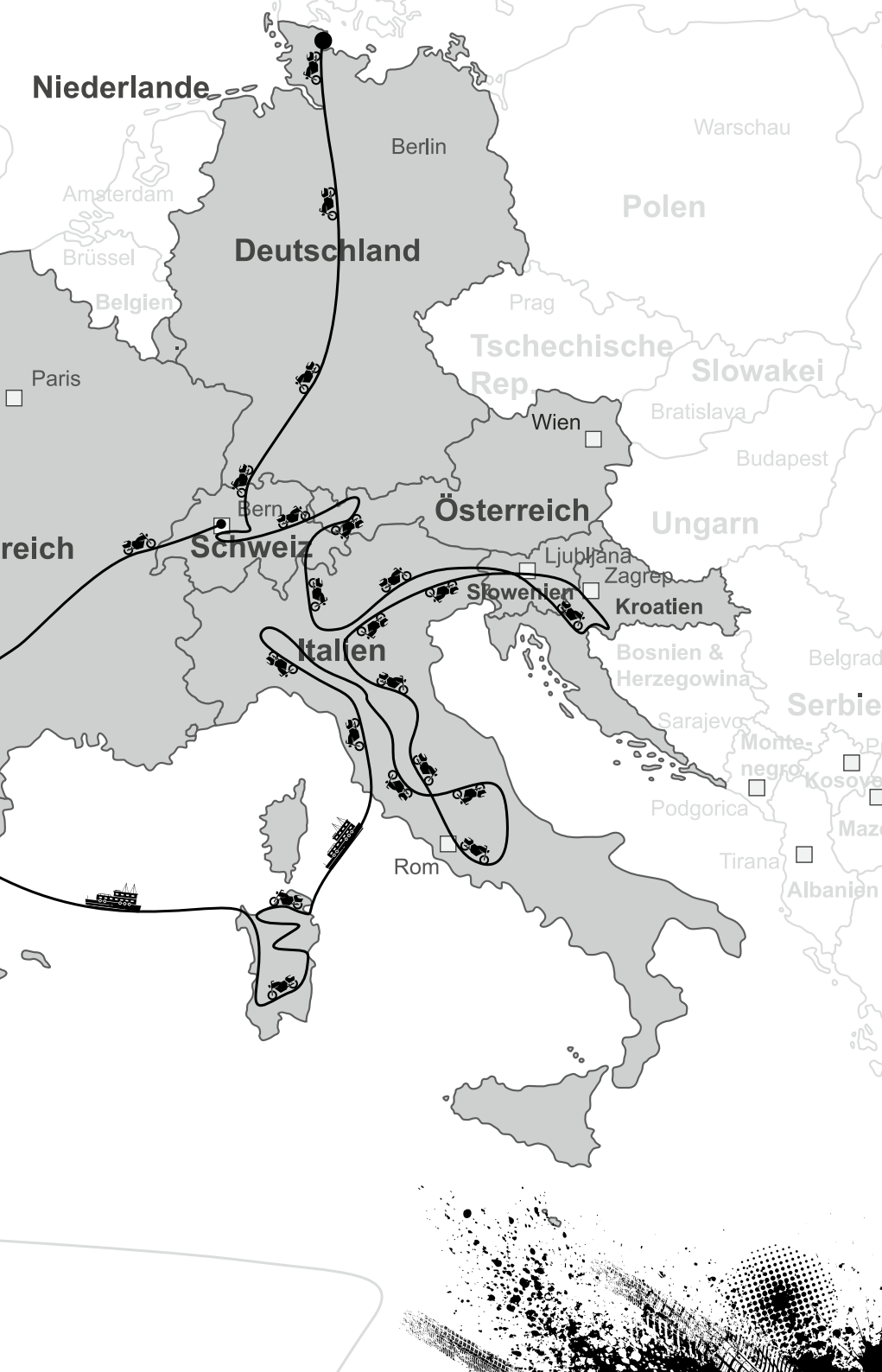
Frankreich

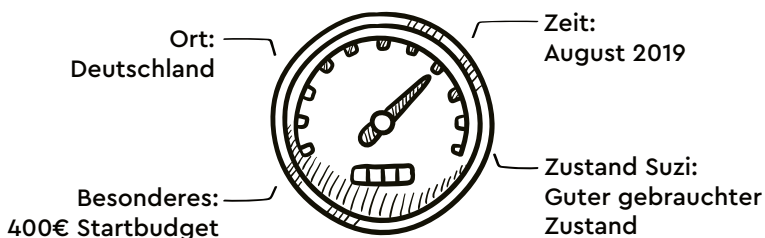
Portugal

Lissabon

Spanien

Madrid





Kapitel 1

Der Weg ist das Ziel

Es war Ende Juli 2019 als die Ärzte mich für vollständig gesund erklärten. Meine Not-OP lag etwa ein halbes Jahr zurück. Trotzdem redeten sie wie wild auf mich ein. Jetzt zu reisen sei medizinisch nicht vertretbar, sagte man mir und hielt mich offenbar für komplett bescheuert. Die Operation sei zu frisch und mein Immunsystem noch zu schwach. Ich könnte jederzeit erneut erkranken und würde mich in unnötige Gefahr begeben. Meine Schmerzen im Kopf waren häufig noch stark, aber da es ohnehin hieß, sie sollten mich ein Leben lang begleiten, ließ mich das kalt. Jeder verdammte Ratsschlag ging in das eine Ohr rein und aus dem anderen Ohr wieder raus. ›Wieder krank werden ...‹, dachte ich. ›Grund genug, jetzt meinen Arsch vom Sofa zu befördern und die Welt zu entdecken! Wenn nicht jetzt, wann dann?‹, fragte ich mich und wollte die Denkweise der Ärzte nun einfach mal ignorieren. Nur einmal glücklich sein. Nur ein einziges Mal ...

Der Weg ist das Ziel

In meinen Gedanken ließ ich mich durch verschiedene Länder treiben und bestaunte die Landschaften. Ich heizte mit einem Motorrad um die Kurven und genoss grinsend den frischen Wind auf meiner Haut. Ich schien glücklich. So sehr wollte ich mir diesen Traum erfüllen. Den Traum vom Glücklichein. Seit mir diese Idee im Krankenhausbett zum ersten Mal durch den Kopf ging. Ich bestand das Abitur. Doch mittlerweile war mir das eigentlich scheißegal. Was sagen Noten schon über dich aus? Bist du intelligent, nur weil du einen krassen Notendurchschnitt hast? Oder dumm, weil du nicht all deine Kraft in die Schule gesteckt hast? *Verdammt noch mal ... wacht denn niemand auf?* Ich wollte mir den Stress nicht mehr geben. Ich brauchte eine Auszeit von all den funktionierenden Menschen um mich herum. Eine Auszeit vom Alltag. Ich hatte am eigenen Leib zu spüren bekommen, wie zerbrechlich das Leben war, und wollte weg. Ich *musste* weg. Meinen Traum leben und all die Scheiße hinter mir lassen. Ich auf dem Motorrad. Frei, auf unbestimmte Zeit.

Ich kramte meinen Laptop hervor. ›Ich hab nicht überlebt, um gleich nach dem Studium in der Arbeitswelt zu vergammeln‹, dachte ich. Und trotzdem wurde ich das Gefühl nicht los, in einer Zwickmühle zu stecken. Mit Arbeit hat man Geld, aber keine Zeit. Ohne Arbeit hat man Zeit, aber kein Geld. ›Kack-Systemfehler‹, dachte ich und fragte mich, wie weit ich ohne die großen Scheine wohl kommen würde. Ich bereitete mich auf meine Reise vor. Zumindest halbwegs. Die Route war mir egal, trotzdem schaute ich mir die Weltkarte an und fing an zu spekulieren. Als ich feststellte, wie viel davon unmöglich schien, klappte ich den Laptop wieder zu und machte es mir zum Ziel, das Unmögliche möglich zu machen. Geld ist am Ende auch nur Papier. Wird schon, dachte ich

BIKERGIRL

mir, wird schon. Meine Familie und mein Freund mussten mich für total bescheuert halten. Ich hatte keinen Plan und war mit meinen wirren Vorstellungen völlig alleine. Und doch ließen sie mich machen. In der Hoffnung, mich wieder lachen zu sehen. Die Reise war eine Chance, mir die guten Seiten dieser Welt zu zeigen. Ich musste so viel nachholen. Gute zwei Jahre hatte mir die Zyste geraubt. Zwei Jahre, in denen ich meine Jugend verpasst hatte. Zwei Jahre, in denen ich mich verloren hatte und all meine Träume hinten anstellte. Ich wollte nicht mehr zusehen, wie das Leben an mir vorbeizog.

Ohne viel Geld, ganz allein mit dem Motorrad durch die Länder cruisen. Ich hatte keine Vorstellung, wann es mich zurücktreiben würde, für mich sollte der Weg das Ziel sein. Wie aufregend würde es sein, nicht zu wissen, was am nächsten Tag auf mich zukommen würde? Nicht zu wissen, welche Menschen und Orte auf mich warten würden? Was schief oder besonders gut laufen würde? Das Ungewisse zog mich an. Schon bei dem Gedanken an Abenteuer bekam ich Bauchkribbeln und einen schnelleren Herzschlag. Ich wusste nicht mal, was ich machen sollte, wenn mein Motorrad mal versagen sollte. Schrauben konnte ich nicht. Wenn was kaputt geht, dachte ich mir, werde ich schon lernen, wie man die Dinge repariert. Ich war schon immer naiv. Doch diese Naivität ließ mich atmen, sie ließ mich leben. Denn ohne sie hätte ich immer nur nach Sicherheit gestrebt und nicht in mich und andere Menschen vertraut. Ich hätte diese Reise nie angetreten.

Vor meiner Abfahrt arbeitete ich wochenlang. Ich saß an einer Supermarktkasse und ackerte zusätzlich auf einem Bauernhof, um meinem Traum von der Reise näher zu kommen. Noch hatte ich Tage, an denen die Schmerzen zurückkehrten, aber schwächer

Der Weg ist das Ziel

und unbeständiger als zuvor. Ich hackte Holz. So lange und hart, bis meine Glieder es nicht mehr zuließen. Meine Hände waren wund, meine Nerven lagen blank. Trotzdem machte ich weiter und weiter. Bei jedem Schlag mit der Axt wusste ich, wofür ich kämpfte. Jeder Euro war ein weiterer Euro für den Traum vom eigenen Motorrad. Ein Motorrad, das mich über viele Grenzen dieser Welt führen sollte. Nach zwei Monaten Stress war ich am Ende. Mir liefen die Tränen ohne triftigen Grund über die Wangen. Ich fühlte mich leer und kaputt. Ich hatte mich dazu gezwungen, Tag für Tag weiterzumachen. ›Bis hierhin und keinen Schritt weiter!‹, dachte ich völlig fertig und schmiss meinen Job. Von meinen Schultern fiel eine riesige Last.

Ich machte mich auf die Suche nach einer günstigen Maschine. Mir war egal, wie das Bike aussah, wie alt es war oder wie viele Kilometer es bereits auf dem Buckel hatte. ›Hauptsache, der Ranz fährt‹, dachte ich mir und ergatterte schließlich eine Suzuki Bandit gsf 600. Realtalk, dieses Bike hatte kaum eine einzige Stelle, die nicht vom Rost befallen war. Nachdem die Reifen gewechselt, die Bremsen erneuert und der TÜV gerade noch so abgenommen worden war, sollte die Reise für mich starten.

Bei diesem Motorrad blieb mir nichts anderes übrig, als eine zusätzliche Versicherung für den Abschleppdienst abzuschließen. ›Klingt irgendwie deprimierend‹, dachte ich und wusste schon jetzt, dass es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis der rostige Metallhaufen stehen bleiben würde ... Ohne ABS und ohne die Maschine je wirklich gefahren zu haben, brach ich auf.

Schon wenige Wochen später sollte ich herausfinden, wie es ist, ohne Geld zu überleben und das Motorrad kilometerweit zu schie-